

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 90 (1970)

Nachruf: Annie Abegg-Stockar : 27. August 1868 bis 9. Januar 1969
Autor: Bodmer, Daniel

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DANIEL BODMER

Annie Abegg-Stockar

27. August 1868 bis 9. Januar 1969

Die nur noch ganz schwache Lebensflamme, die in den ersten Januartagen 1969 im Hause Zollikerstrasse 32 langsam erlosch, hat die fast unfassbar lange Zeit von 100 Jahren und viereinhalb Monaten einen Menschen beseelt, dessen Aussergewöhnlichkeit es zweifellos verdient, im «Zürcher Taschenbuch» ausführlich erwähnt zu werden. Es ist nicht die Tatsache, dass Frau Abegg-Stockar die älteste Stadtbürgerin war, die mich drängt, über sie zu schreiben, und es sind auch nicht irgendwelche öffentliche oder geistige oder gar wissenschaftliche Verdienste, die es zu würdigen gilt, sondern die ganz besondere Persönlichkeit der Verstorbenen, die all den vielen, die sie kannten und verehrten, immer den grössten Eindruck gemacht hat. Durch eine herzliche Freundschaft verbunden, die Frau Abegg von meiner Grossmutter Tilly Bodmer-Zoelly, ihrer liebsten Freundin, auf meinen Vater und auf mich übertrug, standen wir uns seit jeher nahe, und wenn ich hier einen ihrer letzten Briefe an Martin Bodmer, zu dessen Geburtstag am 13. November 1967, zitiere, dann weniger um diese schöne menschliche Beziehung zu dokumentieren, als um zu zeigen, wie ihr Wesen war und wie sie sich auszudrücken vermochte. Dass diesen Brief eine über Neunundneunzigjährige zwar nicht mehr selbst geschrieben aber diktiert hat, was fast noch erstaunlicher ist, sei nur am Rande vermerkt!

«In einer grossen Familie reihen sich die Geburtstage Tag um Tag für grosse und kleine Glückwünsche. Die kleinen sind mit einigen Worten erledigt, und für die dem Herzen Näherstehenden nimmt



Annis Begg.

man sich die Zeit, in Aufrichtigkeit das Verbindende niederzuschreiben. Das letztere weisst Du, und ich sende Dir meine allerherzlichsten Glückwünsche für Deine Gesundheit, dass Du noch manches Jahr die lieben Deinigen und noch viel Erfreuendes und Dich geistig Bereicherndes geniessen kannst.

Der gewohnte Veilchenstrauß, der Dich heute erreichen soll, soll Dir meine Treue zeigen. Falls Du auswärts weilst, mögen sie verdorren und trotzdem ihren Duft zurücklassen einer nie vergehenden Treue.

Die zwei beiliegenden kleinen Büchlein von der Hand Deiner Mutter, mit Erinnerungen aus vielgelesenen Büchern, aufgeschrieben, möchte ich nun Dir, durch die Verbundenheit mit Deiner lieben Mutter, zu Deiner Freude anvertrauen.

Diese herrlichen Herbsttage lassen uns den nahenden Winter vergessen; möge seine Kälte, wie alles Schöne, dankend ohne Sorge glücklich vorbeigehen.

Es ist wohl das letzte Mal, dass ich Dir zu Deinem Geburtstag alles Gute wünschen kann.

Du hast Dir ein reiches Leben aufgebaut, das Dich bis zu Deinem Ende krönen möge.»

Annie Stockar kam in ihrem Elternhaus in Zürich, im zwischen dem Hirschengraben und der Künstlergasse gelegenen «Berg», als zweite Tochter ihrer Eltern Julius und Laura Stockar-Dietze zur Welt. In ihren «Jugenderinnerungen», die sie 1929 für ihre Enkelkinder aufzeichnete und mit Illustrationen versah und die anlässlich ihres 90. Geburtstages in 50 Exemplaren gedruckt wurden, schreibt sie darüber: «Ich wurde am 28. August 1868 geboren, der Schreiber im Stadthaus aber machte einen Fehler und trug mich am 27. in das Buch als junge Bürgerin ein. Als Mutter protestierte, meinte mein Vater, es habe nichts zu bedeuten, dass ich einen Tag älter sei.»

Ihre Kindheit fiel also in die Jahre, in denen Gottfried Keller Staatsschreiber von Zürich war und C. F. Meyers Werke erschienen. Richard Wagner hat in ihrem Geburtsjahr seine «Meistersinger» in München uraufgeführt und Brahms im Jahr darauf sein «Deutsches Requiem», dessen erste drei Teile kurz zuvor in Zürich-Fluntern entstanden waren.

Die Grossmutter Henriette Stockar-von Orelli «hatte ein feines, liebes Gesicht, schöne, blaue, sprechende Augen und feine Hände, die

viel strickten. Ihr Gesicht war auf beiden Seiten durch eine Silberlocke eingerahmt und herunterhängende lila Seidenbänder, die mir besonders gefielen und an ihrer Spitzenhaube befestigt waren.» Der Grossvater «trug beim Ausgehen immer einen Zylinder und einen Spazierstock. Wir Kinder fürchteten ihn ein wenig, denn er hielt sehr auf Ordnung und litt es nicht, dass wir Blumen abrissen oder Obst auflasen und es assen.» Besonders geliebt wurde die Tante Nany. «Sie war furchtbar gross und ganz mager und zog die Handschuhe immer so an, dass die Hälfte der Finger leer blieb. „Sie halten länger“, meinte sie lächelnd und hat wohl aus manchem auf diese Art ersparten Handschuh einem Armen dafür ein warmes Paar für den Winter gekauft.» Die Mutter, die aus dem Rheinland stammte, und der leider früh verstorbene Vater wurden von den drei fast gleichaltrigen Schwestern (Lorly 1867, Annie 1868, Helene 1870) sehr geliebt, wie denn überhaupt diese Kinderjahre im «Berg» besonders glücklich und fröhlich gewesen sein müssen. Ein paar der reizvollsten Reminiszenzen daran seien hier wiedergegeben.

«Zweimal im Jahr war bei den Grosseltern grosse Wäsche, denn im Winter wusch man nie. Das war damals in den Patrizierhäusern so Sitte. Man hatte Kisten und Kasten voll von Leinenzeug, das oft über ein Jahr gereicht hätte. Zu diesen Halbjahrwäschen kamen sechs bis acht Waschfrauen und Büglerinnen.

Wir Kinder liebten dann ins Waschhaus zu gehen, wo man vor Dampf kein Gesicht deutlich sah und nur das unaufhörliche Geplapper hörte. Grosse Zuber voll frischgewaschener Wäsche standen da, wir stellten uns auf die Zehen, um hineinzuschauen.»

«Auch mit den Büglerinnen hatten wir unseren Spass. Es war ein ganzes Heer mit meist gelben, faltigen Gesichtern. Eine ist mir mit Namen wegen ihrer Freundlichkeit gegen uns Kinder in Erinnerung geblieben. Das war die kleine, bucklige Jungfer „Bünzli“. Bei ihr durften wir hie und da unser Puppenzeug und unsere Taschentücher bügeln. Die Leiterin dieser Bügelgemeinde, die alle dirigierte, war gross und mächtig. Sie hatte einen gewaltigen Schnauz und die Stimme eines Mannes, wir fanden sie sehr hässlich. Alle hatten aber viel Durst und Hunger. Jeden Augenblick, so schien es uns, kam Friederike, Grossmutters Dienstmädchen, mit einem Korb voll Butter, Wurst, Brot, Käse und Kaffee. Es schien uns unglaublich, was sie vertilgen konnten. Als Zuschauer versteckten wir uns öfter hinter einem Busch und riefen durch die offenen Fenster: „Aha, guete Appetit!“

und schnalzten laut mit den Zungen, so wie wir es von ihnen hörten. Klapperten aber ihre Bügeleisen, die damals alle mit Kohlen geheizt wurden, so tönte es wie aus einem Bienenkorb, so eifrig erzählten sie die Erlebnisse, die sie von einem Hause in das andere trugen.»

«Täglich kam am grossen Portal eine Geissenfrau mit einer Schar Geissen vorbei. Hörten wir ihre Glöcklein läuten, sprangen wir immer ans Portal, um die jungen Geisslein zu sehen und sie zu streicheln. Oft tranken wir im Sommer ein Glas ‚Geissenmilch‘. Eines Tages schenkte uns jene Frau ein weisses, junges Geisslein. Das war eine Freude! Wir durften es täglich füttern, und des Nachts schlief es bei den Kühen.»

Schon als Zweieinhalbjährige wurde die kleine Annie von ihrer Schwester Lorly in den Kindergarten mitgenommen, den die Grossmutter für sie und einige befreundete Kinder bei sich eingerichtet hatte, damit diese beschäftigt seien und allerlei Handarbeiten machen lernten. Mit sechsdreiviertel Jahren kam Annie in das Schulhaus Wolfbach, mit zehn Jahren ins Schanzengraben-Schulhaus, das vom «Berg» in einer guten halben Stunde zu erreichen war, quer durch die damals noch sehr idyllische Stadt. In jene Zeit des Schulanfangs gehen auch die ersten Klavierstunden zurück, und das Klavierspiel war bis in die allerletzten Jahre eines der grössten täglichen Vergnügen für Frau Abegg, die als Dreiundneunzigjährige ihrem Sohne Charly zum 70. Geburtstag eine Schallplatte mit von ihr gespielter Musik von Mozart, Bach und Chopin schenkte.

Eine grosse Rolle im Leben der drei Schwestern, die 1877 noch das ersehnte Brüderchen Hans bekamen, spielte die schon erwähnte Tante Nany, die an allen Sorgen und Freuden der Kinder teilnahm und die wundervolle Knaben- und Mädcheneinladungen gab. «Mit den Knaben wanderte sie in den ‚Sonnenberg‘ im Zürichberg, wo sie im Wald Räuberlis spielen konnten; gewöhnlich ging sie mit der ganzen Schar, mit grossen Körben bewaffnet, in welchen ungezählte Türkli und Obst waren, vom ‚Berg‘ aus dorthin. Wir sahen ihnen nach und hörten, wie Tante mit ihnen spassste... Die Mädcheneinladungen fanden im ‚Berg‘ statt. Meist 20 bis 30 Mädchen. Wir waren immer mit eingeladen. Wie freuten sich alle auf die Einladung im ‚Berg‘! ‚Grüzi Jungfer Stockar‘, sagten sie mit strahlenden Augen, wir waren stolz, eine so geliebte Tante zu haben. ‚Fräulein‘ durfte man ja nie sagen, das sei etwas Modernes – sie sei die ‚Jungfer‘ vom ‚Berg‘. Bei diesen Einladungen wurde in dem grossen Garten getobt und ge-

lacht, Räuberlis und Anschlagis gespielt, auf unserer Seite waren immer die Gewinnenden, wir kannten ja alle Schlupfwinkel ... Am reichgedeckten Vieruhrtisch mit Schokolade und vielen guten Sachen bediente uns Tante selbst. „Lasst es euch schmecken, je mehr ihr esst, je lustiger ihr seid und je wüeschter ihr tüend – je mehr freut's mich“, sagte sie. Trotz aller Lustigkeit haben aber doch alle immer den Anstand bewahrt. Der Hauptreiz waren die Scharaden nachher im Gartensaal. Die Mütter der Eingeladenen, Tante Nany, die Mädchen, alles musste zuschauen, und auch die Hälfte der eingeladenen Mädchen. Wir spielten dann mit solchem Eifer und solcher Lebhaftigkeit, als stünden wir vor einem grossen Publikum. Diese alten, echten, seidenen Gewänder waren eben etwas ganz Einzigartiges. Und es schlüpfte aller Schalk mit dem Anziehen des Gewandes in uns hinein.»

Dass die Schwestern im Sommer häufig im See baden gingen und Lorly wie ein Fisch schwamm, von überall herunter sprang und sogar den See überquerte, dürfte in jener Zeit wohl eher ungewohnt gewesen sein und ist ein weiteres Zeichen für den aufgeschlossenen Geist, der im «Berg» herrschte. Annie war allerdings nicht so sportlich und hat in ihrem späteren Leben neben dem Schwimmen nur noch das Spazierengehen gerne gepflegt.

Onkel Carl, ein Bruder der Mutter, war Kunstmaler, und von dieser Seite her wird die ausgesprochene Begabung stammen, mit der Annie zuerst Aquarelle und dann vor allem Pastelle von Blumen malte. Über diesen Onkel schreibt sie: «Er war für uns Kinder der Inbegriff alles Fröhlichen, Schönen und Freundlichen. Er hatte seine Malbude zuoberst im Hause. Da hingen und standen nun allerlei Bilder. Rehe, die durch den Wald schritten, Hunde, die Rebhühner apportierten, meistens Tiere, denn die liebte er über alles – und immer in der Natur gemalt, nie in einem Raum. Einmal hat er auch einen Adler gemalt, ein riesiges Bild, das durch seine Lebendigkeit viel Aufsehen erregte. In diese Malbude stiegen wir oft, er erklärte uns das Mischen der Farben, die Durchsichtigkeit des Auftragens für Luft und Wasser, dabei pfiff er oft die schönsten Melodien. Nie mehr habe ich so wundersam Pfeifen gehört. Wanderte er mit dem Malkasten in den Wald, gingen wir mit. Alle Vogelstimmen ahmte er nach, erklärte uns, wie der Specht wohnt, wie das Käuzchen lacht und weint, lockte den Kuckuck und pfiff wie ein Distelfink. Das waren fröhliche Wanderungen, jedem Käfer wurde nachgestiegen, Korallenmoos und andere Herrlichkeiten gesammelt, bis er einen

malerischen Fleck gefunden und wir uns mit ihm niederliessen.» Ein weiterer Lebensabschnitt, der unwillkürlich an Gottfried Keller denken lässt, der in dem Jahre starb, in welchem Annie Stockar sich verheiratete.

Nach der Schulzeit und der Konfirmation folgt der übliche Pensionsaufenthalt in der Westschweiz, und zu Hause bei der tüchtigen Mutter wurde alles gelernt, was eine gute Hausfrau wissen und können muss. In diese Jahre fiel auch der Hinschied des geliebten Vaters. Am 11. März 1890 begann das grosse neue Leben zusammen mit dem Gatten Carl Abegg; 53 Jahre dauerte die glückliche Ehegemeinschaft, in der sich die beiden im Wesen eher verschiedenen Teile wunderbar ergänzten. Zuerst wohnte das junge Paar an der Aubrigstrasse in der Enge, ganz in der Nähe der Freunde Bodmer-Zoelly, dann, 1903, zog es in das im italienischen Stil erbaute Haus in der Zollikerstrasse.

Mit der Geburt des ersten Sohnes Carl Julius im Jahre 1891, der Tochter Annie sechs Jahre später und des zweiten Sohnes Werner noch einmal sechs Jahre später begann eine Familie heranzuwachsen, die sich im Laufe der Jahre auf Enkel und Urenkel ausdehnte, von denen heute zwei Urenkelinnen sogar schon verheiratet sind. Diese Familie bedeutete Frau Abegg mehr als alles andere, und sie war auch deren geliebtes und bewundertes Zentrum bis zuletzt. Aber sie hatte daneben einen grossen Freundeskreis, den sie in ausserordentlicher Weise pflegte durch Einladungen, durch Besuche, durch Geschenke, durch Briefe.

Sie hatte gerne Menschen um sich und war eine vollendete Gastgeberin, die sich genau überlegte, wen sie mit wem zusammen einlud, und die mit Intelligenz und Herzenswärme auf jeden Gast in der ihm gemässen Weise einging. Auch liebte sie Geschenke zu geben, die sie sich selber ausdachte und auswählte und die meistens einen persönlichen, beziehungsvollen Hintergrund hatten. Ebenso überlegt waren ihre Briefe, die durch Inhalt und Form und durch die darin zum Ausdruck kommende Menschlichkeit den Empfänger bereicherten. Sie führte ungezählte Briefwechsel, vor allem mit Freundinnen und später mit Enkeln und Urenkeln, denen sie auf diese Weise auch selbsterfundene Geschichten erzählte, was sie ganz vorzüglich konnte. Ihre Phantasie und ihr Darstellungsvermögen waren so gross, dass sie ihrer Tochter Annie einmal während dreier Jahre jeden Tag an *einer* Geschichte weitererzählte. Oft waren die einzelnen Episoden solcher Geschichten so spannend, dass die Kinder abends kaum einschlafen konnten.

In den früheren Jahren hat Annie Abegg auch viele Gedichte geschrieben, von denen sie zum Tag der goldenen Hochzeit eine Auswahl in einem Bändchen für ihre Kinder und Enkel hat drucken lassen. Das Exemplar für ihren Mann war in der Seide ihres Hochzeitskleides gebunden, die er seinerzeit eigens für sie hatte weben lassen.

Carl Abegg war, nach gut zürcherischem Brauch, Seidenindustrieller, wie schon sein Vater Carl Abegg-Arter es gewesen war. Er brachte die Firma Abegg & Co. an der Bahnhofstrasse zu neuem Aufschwung und gründete die erste Seidenzwirnerei in Russland, in der Nähe von Moskau, die zugleich die grösste Europas war. Die Beziehungen zu Italien, wo sich die Spinnereien befanden, wurden ausgebaut. Der Baumwollmanufaktur, einem der wichtigsten Industriebetriebe im Piemont, stand sein Bruder August Abegg vor. Carls beide Söhne führten die verschiedenen Geschäfte in seinem Sinne weiter.

In seiner Jugend ein sehr lebhafter, weitgereister Mann, war Carl Abegg in späteren Jahren ruhig und überlegt, für seine drei Kinder immer gerecht und gütig denkend. Er interessierte sich für Geschichte, Politik und für viele Fragen der Wirtschaft. Als Verwaltungsrat der Kreditanstalt, der Rückversicherungs-Gesellschaft, der Zürich-Unfall und von Maggi wollte er nicht an oberster Stelle stehen und ergriff in grösseren Gremien kaum das Wort, aber im engen Freundeskreis, wo die wichtigen geschäftlichen Fragen besprochen wurden, galt seine Meinung viel und war meist entscheidend. Als er im September 1943 gestorben war, schrieb seine Frau einem Freund: «Zahlreiche Briefe höchster Anerkennung gaben mir ein stark gezeichnetes Bild meines lieben Mannes, seiner Lauterkeit, seiner Noblesse der inneren Haltung, seiner Güte und über jeder Tüchtigkeit erhaben, ohne Einseitigkeit, voller Menschenwürde und durch und durch edel.»

Grosse Gesellschaften, Empfänge und Familienfeste gehörten ganz zum Bereich von Frau Abegg, und es ist nicht weiter verwunderlich, wenn wir in Robert Faesis Erinnerungen «Erlebnisse – Ergebnisse» über den Besuch von Rabindranath Tagore in der Schweiz lesen: «Die Empfänge für Tagore gipfelten auf Schloss Buonas in einem Lunch, an dem die Gastgeberin, Frau Annie Abegg-Stockar – deren Gatte Carl und Sohn Carl J. unter den Zürcher Mäzenen der Universität oben an stehen – auf englisch den Geburtstag des Sechzigjährigen feierte.»

Damit ist nun auch das Wort «Buonas» gefallen. Den unvergleich-

lich schönen Sommersitz kaufte Carl Abegg im Jahr 1919 und rettete ihn damit vor einer drohenden Überbauung. Buonas mit seinen Azaleen und Rhododendren, mit dem lieblichen, die Halbinsel umgebenden Zugersee, mit seinen Aussichten auf das Kirchlein von Risch und auf die Berge, mit seinen Bäumen und Wäldern, die im Herbst jeweils besonders prächtig leuchteten, entzückte alljährlich – für Frau Abegg bis 1967 – Gäste wie Schlossherren immer wieder neu und erfüllte sie mit Dankbarkeit. Hier wurden auch die grossen Geburtstagsfeste gefeiert, und die Schulkinder der Gegend und der Männerchor brachten ihre Ständchen. Die Schule von Risch wurde jedes Jahr für einen Nachmittag hieher eingeladen zu Spielen mit Preisen und einem grossen Zvieri, und alle paar Jahre ging Frau Abegg mit den Schulkindern auf das Rütli und hat ihnen dort sogar einmal ein Gedicht über Wilhelm Tell vorgetragen, das sie als Kind einst gelernt hatte. Auch 1.-August-Reden soll sie gehalten haben, gewiss mit eindringlichen, von viel Erfahrung und Weisheit erfüllten Worten.

Alle Leute, auch ihre vielen Angestellten, hatten sie gern, obschon sie oft sehr entschieden sagen konnte, was sie wollte und was sie nicht wünschte. Ihre Antworten waren schlagfertig, meist voller Humor, wie sie denn überhaupt ausgesprochen heiter und nie verletzend war. In der Erinnerung sieht man ihr liebes Gesicht mit den warm strahlenden blauen Augen entweder fröhlich lachend oder, wenn es um ein schwieriges Problem ging, eindringlich ernst vor sich. Nach einer Predigt von Professor Ludwig Köhler, mit der sie wegen der Auslegung jener Bibelstelle über den Reichen und das Kamel mit dem Nadelöhr nicht einverstanden war, fuhr sie zu Köhlers Wohnung und erwartete den etwas später Heimkehrenden, um ihm ihre Ansicht vorzutragen – woraus sich ein freundschaftlicher Kontakt ergab. Dem Stadtpräsidenten Sigmund Widmer, der sie zu ihrem 100. Geburtstag beglückwünschen kam, soll sie nach einem längeren Gespräch ans Herz gelegt haben, er möge doch dafür sorgen, dass der Pavillon bei ihrem Elternhaus, dem «Berg», mit etwas mehr Pietät behandelt werde, als das seit der Übernahme durch den Staat der Fall sei.

Ihr Interesse nicht nur an theologischen, sondern auch an literarischen, künstlerischen, ja sogar an politischen Fragen zeigte sich in jedem Gespräch mit ihr, wobei man immer wieder verblüfft war, wie genau sie sich durch Zeitungen und Bücher auf dem laufenden hielt, in den letzten Jahren zu ihrem resignierten Bedauern leider nur noch mit Hilfe der Vorleserin. Aber sie wollte bis ganz zuletzt möglichst

viel erfahren und an allem Anteil nehmen, und so hat sie es noch in ihrem 93. Lebensjahr gewagt, ins hohe Fextal zu fahren, um das neue Berghaus ihrer Tochter Annie kennenzulernen und dort einige unvergessliche Engadin-Tage zu verbringen. Sehr leid hat ihr getan, das Gebäude und die Sammlung der Stiftung ihres Sohnes Werner in Riggisberg nicht mehr im vollendeten Zustand sehen zu können, aber sie war doch dankbar, dass sie 1965 noch das Bauterrain besichtigen konnte, und hat auf den Tag der Eröffnung eines der schönsten Bilder von Buonas nach Riggisberg gesandt und den ihr so teuren Flügel dorthin vermacht.

Neben ihrer ausgesprochenen Begabung zum Malen und zum Schreiben und Erzählen war die Kunst, die ihr am meisten bedeutete, die Musik. Mit einer schönen Mezzosopranstimme sang sie früher sehr häufig, auf dem Klavier spielte sie, solange die Beweglichkeit ihrer Finger es erlaubte, und in Buonas stand eine von Albert Schweitzer entworfene und eingeweihte Orgel, die ihr Mann ihr zum 60. Geburtstag geschenkt hatte. Oft erlebte man als ankommender Guest, dass einem aus der Schlosshalle Orgeltöne entgegenklangen – eine besonders schöne Art, empfangen zu werden!

Konzerte, vor allem die Zürcher Abonnementskonzerte und solche der Festwochen in Luzern, hat Frau Abegg oft besucht und mit besonderem Interesse auch Opernaufführungen im Stadttheater Zürich. Eine grosse Anzahl von aufbewahrten Textbüchern, Programmheften und Zeitungsbesprechungen weist darauf hin, dass sie sich auf jede Aufführung vorbereitet und sich auch nachher noch damit auseinandergesetzt hat. Besondere Höhepunkte waren die Besuche in Bayreuth 1928 und 1930 und dann 1937 in Salzburg, wo sie die «Meistersinger» und das Tedeum und das Requiem von Verdi unter Toscanini hörte und den «Orpheus» unter Bruno Walter. An diesen grossen Dirigenten erinnert auch ein Programmzettel aus den Zürcher Festspielen 1921, den wir hier wiedergeben und auf den die aufmerksame Besucherin ein paar originelle Worte geschrieben hat.

Nach einem langen, glücklichen Leben, in dem es natürlich auch Enttäuschungen und Sorgen gab, hat Frau Annie Abegg sehr bewusst und mit einer bewundernswerten Überlegenheit Abschied genommen, so dass der sie Besuchende nie traurig, weil vielleicht zum letzten Mal, von ihr ging, sondern beruhigt und sogar gestärkt durch das Gespräch und durch die Haltung dieses körperlich schon fast

STADTTHEATER

*Dienstag, den 28. Juni und Mittwoch, den 29. Juni,
je abends 7½ Uhr bis ca. 10 Uhr:*

Die Entführung aus dem Serail

Singspiel in drei Akten von Wolfgang Amadeus Mozart

*reizende Musik - Libretto verfasst u. schade
für die eitglockende
musik.*

Dirigent: BRUNO WALTER

Regie: Dr. ALFRED REUCKER

PERSONEN:

Selim, Bassa	KARL SCHMID-BLOSS
Constanze, Geliebte des Belmonte .	BERTA KIURINA
Blonde, ihr Kammermädchen . .	ELISABETH SCHUMANN
Belmonte	KARL ERB
Pedrillo, dessen Diener und Aufseher über die Gärten des Bassa	KARL SEYDEL
Osmin, Aufseher über das Landhaus des Bassa	PAUL BENDER
Klaas, ein Schiffer	HANS WALTHER
Der Anführer der Wache . .	PAUL ILTIS

Soli im Janitscharenchor:

ELLEN WITH, ELLY BERTRAM, PAUL ILTIS, ALBERT KÜHLE

Chor: Der Chor des Zürcher Stadttheaters

Dirigent: Kapellmeister HOFFMANN

Janitscharen, Wachen, Sklaven, Sklavinnen

Die Handlung spielt auf dem Landgute des Bassa

Notizen von Annie Abegg in einem Programmheft von 1921

nicht mehr gegenwärtigen Menschen. Das Wort, das man am meisten zu hören bekam – nicht nur in diesen letzten Lebensmonaten –, war das Wort Dankbarkeit. Frau Abegg war vor allem ihrer Tochter, aber auch allen andern sie umgebenden und sie betreuenden Verwandten und Freunden zutiefst dankbar für das, was diese für sie taten, aber sie war auch dem Allmächtigen dafür dankbar, es im Leben so schön gehabt zu haben und trotz einer zeitweise recht schwachen Gesundheit bis ins hohe Alter körperlich beweglich und geistig völlig klar geblieben zu sein. Und anderseits ist *unsere* Dankbarkeit gross, dass wir dieser einzigartigen Frau haben begegnen und dass wir ihr haben nahestehen dürfen.

Am 23. September 1953 hat Annie Abegg im Gästebuch von Buonas die nachstehenden «Reflexionen am Schluss meines 85. Altersjahrs» eingetragen:

«Unsere letzte Aufgabe im Alter ist nicht Rechthaberei, sondern bis zum letzten Hauch des Lebens geistig frisch und tätig zu sein, um zuletzt als ein vollendetes Werkzeug Gottes in den Sielen zu sterben; das ist der richtige und erwünschte Verlauf eines wohlgeordneten Alters und der erwünschte Ausgang eines Menschenlebens überhaupt. Möge es mir aus Gnade so beschert sein.»